

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DER ATEM DES GEISTES

VERLAG DER FRANKFURTER HEFTE
FRANKFURT AM MAIN

DRITTES KAPITEL

PHILOLOGIE ODER LITURGIK?

Wir haben Namen von Wort, Wort von Gedanken geschieden. Wir fanden das Denken im Keller, die Worte im Erdgeschoß, die Namen im Obergeschoß wirksam. Nun aber gilt es noch, dies Reich des Sprechens von den Naturlauten und Schreien der Tiere, dem Lärm des Wassers, das heißt von der bloßen Phonetik abzuheben. Unter dem Einfluß des Idealismus entstand der Trennungsstrich zwischen sinnlicher und unsinnlicher, zwischen körperlicher und geistiger Welt. Wir haben die zwischen leiblichen Menschen hin und her gehenden Namen und Worte aus dieser heidnisch-griechischen Einteilung herausgerissen. Das artikulierte Sprechen ist nicht geistlos, obschon es sinnlich ist. Es hat denselben Rang wie der Gedanke, aber es ist körperlich. Wir müssen daher eine andere Trennungslinie finden, die mitten durch die sinnliche Welt hindurchschneidet. Denn der Schrei ist nicht Sprache, das Klappern der Mühlräder ist etwas anderes als der Name Gottes.

Dieser Aufgabe wenden wir uns daher zu. Sie wird vielen Lesern unlösbar vorkommen. Um uns für die Aufgabe zu rüsten, werden wir Bundesgenossen suchen, auch wenn sich dabei die üblichen Fronten von Freund und Feind überschneiden müßten. Was suchen wir denn zu tun? Wir leben in einer Welt, die für die Massen in eine physikalische und in eine wissenschaftliche Welt zer-

fällt, eine objektive und eine subjektive. Dies schreckliche Erbteil des Descartes hat aus der Natur etwas gemacht, das der Antike fremd war. Die antike Natur war lebendig. Sie war voller Götter. Nicht das warf die Kirche den Heiden vor, daß sie die Natur für leblos hielten. Der heutige Naturbegriff aber konstruiert das Leben aus physikalischen und chemischen Antezedenzen. Die moderne Natur ist ohne Götter. Die moderne Natur ist auch ohne Rhythmus, das heißt auch ohne lebendige Zeit. Kirche und Heidentum hingegen hatten beide dieselbe Zeiterfahrung: Zeit war rhythmisch, in saecula saeculorum, von Aeon zu Aeon, und aus Abend und Morgen. Die physikalische Zeit wird mit der Elle gemessen. Ich habe das 1949/50 in der Benediktiner-Zeitschrift „Orate Fratres“ ausführlich dargetan und erwähne das hier nur, damit der Leser begreift, daß wir alle jene, die vom Leben statt von toten Dingen in einem physikalischen Weltall ausgehen, als Bundesgenossen ansehen dürfen, wenn wir für die Sprache das Kennzeichen der Lebendigkeit in Anspruch nehmen. Die Sprache ist gegen den Tod in die Welt gesetzt. Deshalb kann sie nicht unsinnlich sein. Denn das Leben hat körperliche Gestalt. Nur mechanisch, nur physikalisch, nur akustisch kann die Sprache nicht sein. Wir erlauben den akademischen Forschern, von unten nach oben zu forschen und von der Physik nach oben über Chemie zu Biologie, zu Psychologie, zu Soziologie zu streben. Aber die Sprache können wir nicht jenen Denkern überlassen, die aus dem Toten das Lebendige konstruieren. Im Leben ist das Wort das Leben des Lebens. Denn es schafft. Dem Nennen verdankt auch der Physiker selber seine Existenz. Wir müssen das Wort also so sicher stellen, daß seine Lebendigkeit aus keiner Welle, keinem Proton, keinem Atom, ableitbar bleibt. Das neue Sprachdenken geht vom Leben

der Sprache aus, damit alles Leben sich gegen das Tote wieder wehren lerne. Als die höchste Verkörperung des Lebens, als der Herzschlag der Liebe, der Atem des Geistes, das Bild der Hoffnung und das Unterpfand des Friedens segnet die Sprache uns mit Leben. Ist sie in Phonetik, Semantik, Etymologie oder Wörterbuch „enthalten“, dann ist alle unsere Hoffnung vergebens.

Leben und Sprache gehören zusammen. Beide widerstreben dem Tod. Wie tun sie das? Die Lachse gehen stromaufwärts, um zu laichen, während das Wasser der Schwerkraft folgen muß. Die Seelöwen fressen drei Monate lang nicht, wenn sie zeugen; das Feuer aber muß um sich fressen, sonst erlischt es. Der Mensch hat die Wasserscheiden der Gebirge überstiegen, die Stellen, die sogar Flora und Fauna verschiedener Art scharf von einander trennen. Der Mensch ist der Überwinder aller Wasserscheiden. Er geht aufwärts, gegen die Schwerkraft, gegen die sämtlichen Gesetze der physikalischen Natur, wenn immer er mehr Leben bezeugen und erzeugen will. Wir wenden uns gegen ein Naturgesetz, wenn immer wir leben. Wandlung ist der Unterschied von Lebendem und Totem. Nur was sich wandeln kann, entgeht dem Tod. Umwendung und Verwandlung sind Gesetze, wenn es Leben geben soll.

Also darf die Sprache nur dann als erhöhtes Leben gelten, wenn ihr Wesen durch zwei Vorgänge beschrieben werden kann: Wandlung und Umwendung.

Daß die lebendige Seele ohne Umkehr, ohne Bekehrung nicht geboren wird, ist eben keine Theologie; es ist Erfahrung. Aber das Salz der Kirchensprache salzt nicht mehr. Die Weltkinder haben mit Hilfe der Psychologie sogar Jesus als natürlichen, ungewandelten Menschen aus dem Wege geräumt. Der Tod beherrscht das Denken im Zeitalter der Maschine. Von der höchsten Spitze des

Lebens, vom Ernennen her, wollen wir den Schnitt zwischen Totem und Lebendigem ziehen, statt zwischen Körper und Geist. Es gibt totes und es gibt lebendiges Leibliches; und es gibt totes und lebendiges Geistiges, Weil etwas unsinnlich ist, ist es noch lange nicht lebendig. Wie viele tote Gedanken hegen die Menschen! Wir greifen die toten Gedanken und die toten Dinge als gleich tot an. Unsere neue Einteilungslinie kreuzt die der Idealisten, die zwischen Geist und Körper schieden. Wir scheiden zwischen den lebendigen Leibern und den lebendigen Gedanken auf der einen Seite und den toten Dingen und toten Gedanken auf der anderen. Und wir setzen als Bedingung des Lebens, daß es sich gegen die Schwerkraft seiner selbst muß wenden — und gegen die Gestalt seiner selbst muß wandeln können.

Vom Abwandeln des Verbuns, von der Deklination und Konjugation, vom Ablaut und Umlaut hat jeder gehört. Bevor wir die Mißhandlung dieser Wandlungen in der alexandrinischen Schulgrammatik abstellen, müssen wir uns erst überzeugen, daß auch eine Umwendung vorliegt, wenn ein Mensch spricht. Denn dies ist, soviel ich sehe, absolut unerkant. So handeln wir also zuerst von der Umkehr des Worts, seinem konvertierenden Charakter.

1912 schon schrieb ich folgendes: „Die Sprache ist weiser als der Denker, der selbst zu ‚denken‘ meint, wo er doch nur ‚spricht‘, und damit der Autorität des Sprachstoffs gläubig vertraut; sie leitet seine Begriffe unbewußt zu einer unbekannten Zukunft vorwärts¹.“ Den Schillerschen Vers von der gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt, haben wir ernstgenommen. Poesie ist oft

¹ Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II., 1912, Seite 144. Diese „unwissenschaftlichen“ Sätze vereitelten beinahe meine Habilitation.

die ein Jahrhundert voraufeilende Form wissenschaftlicher Wahrheit. In der Tat läßt sich Schillers Vers heute ins Einzelne hinein erkennen. Allerdings, wenn Name nicht „Schall und Rauch“ sein soll, dann muß er vom Schall ausdrücklich abgehoben werden. Den „reinen“ Denkern war diese Pflicht nicht auferlegt. Sie sahen auf die Sprache herunter. Den Inkarnationisten erwächst diese erste Pflicht. Wir haben den Schällen nichts vorzuwerfen. Der Leib ist nicht schlechter als der Verstand. Brot und Wein und Wort sind alle gleich herrlich. Aber Brot ist nicht Erde, Wein ist nicht Flüssigkeit: beide sind in einem langen Umwandlungsprozeß aus Erde, Wasser, Feuer und Luft hervorgegangen. Deshalb brechen wir Brot und trinken wir Wein. Mit dem Wort im Vergleich zum Schall wird es also vielleicht ähnlich liegen? Obgleich wir den Lauten nichts vorzuwerfen haben, sind Laut und Name doch so verschieden, wie ein roher Stein und der Moses des Michelangelo. Beide sind sinnlich. Aber der Schall wird umgewendet, wenn wir sprechen.

Wenn sich ein Mensch in Schmerzen windet, ächzt und stöhnt er. Diese Laute dringen aus ihm heraus. Aber sie kehren nicht zu ihm zurück. Er ahnt im Fiebertraum oft nicht, daß er sie ausgestoßen hat. Und deshalb sagt die Sprache ja, wie sonst nie von unseren Äußerungen, daß wir Schreie oder Ächzer „aus-stoßen“. So werden diese Laute nur laut. Und deshalb genügt das Wort ‚Laut‘, um den ausgestoßenen Schall zu bezeichnen. Aber meine artikulierte Sprache kehrt zu mir selber zurück. Name ist nicht Schall und Rauch, weil er in mir selber widerhallt. Schall und Widerhall zusammen vereinigen sich zum Wort.

Ein Laut verpflichtet seinen Schreier nicht. Auch der Schrei des Gefolterten ist noch kein Geständnis. Deshalb

lassen die Folterer ihr Opfer sein Geständnis noch mit seinem Namen unterschreiben. Erst damit sind wir aus dem Reich des Schreiens und der Schälle heraus. Denn der Name verpflichtet den Sprecher, weil er ihn selber auch hört. Das Wort hat als ersten Hörer den, der es sagt. Ich spreche erst dann — beobachtet doch die Kinder, die gerade das oft *noch nicht* tun —, wenn ich mich selber meinen Worten unterstelle. Vorher ist alles bloßes Gerede. Wer seinen eigenen Worten nicht sich anvertraut und angelobt, der lügt. Hier läuft der Einschnitt zwischen der Congregatio pro propaganda fide und der Propaganda und Reklame der Moderne. Propaganda ist teuflisch, weil der Propagandist oder wenn der Propagandist sich nicht in seine eigene Propaganda einbe greift.

Erst der Laut, der seinen Sprecher selber begeistert, erst der ist Sprache.

Die frommen Griechen — und sie waren fromm — haben alle die Großartigkeit dieser Grundtatsache kultiviert, daß die Sprecher selber hören müssen, was sie sagen. Chor und Kehrreim haben hier ihre Wurzeln. Der Parallelismus Membrorum der Psalmen wird nicht verstanden, wenn man ihn für eine poetische Form der Metrik erklärt. Gebet ist nicht Poesie. Es stände besser um die Bibelkritik, wenn sie das beherzigt hätte. Stilmittel, Zierrat? Sieht man nicht, was man listig unternimmt? Die Urgebete, die seit dreitausend Jahren überall gebetet werden, wo der eine, wahre, lebendige Gott verehrt wird, werden zu Literatur. Wie können sie dann etwas anderes als Spiel der Einbildungskraft sein? Sie sind aber die im Versagen der Sprache, im Schreck der Herzen, in der Angst der Kehle, im Schwinden der Sinne als Retter kommenden Rufe der Seele. Der Herr, der am Kreuz einen Psalm betet, bedient er sich etwa

der „poetischen Ausdrucksmittel der hebräischen Literatur“? Gott sei bei uns! Aus Not, nicht aus Luxus muß der Parallelismus Membrorum stammen, wie die Sprache selber so tiefsinnig sagt, aus Not-wende, aus Notwendigkeit. Und so ist es denn auch, wenn wir nur hören. Die Brüder, das Volk von Priestern, das wahre Israel, hält den einzelnen Beter umschlossen. Es erlöst den einzelnen Beter eben dadurch, daß sein eigenes Gebet auf ihn zurückkommt, daß er hören darf, was er gesagt hat, und daß er es hören muß. Beides versteht sich keineswegs von selbst. Je begeisterter ich spreche, desto mehr haftet im Hörer, aber desto weniger haftet in mir selber. Henrik Steffens, der große Redner von 1813, mußte sich von Scharnhorst sagen lassen, er wisse ja nicht, was er da zur Sprache gebracht habe¹. Und der ungewöhnlich beredte Steffens gleicht darin dem Helden volkstümlicher Rede, Platon Karatajew in Tolstois „Krieg und Frieden“: „Sooft Pierre unter dem Eindruck der Kraft, die in Platons Worten war, ihn bat, das, was er gesagt, zu wiederholen, konnte Platon sich niemals entsinnen, was er eine Minute zuvor gesagt hatte. Ebenso wenig konnte er jemals die nackten Worte seines Lieblingsliedes wiederholen.“ Der Leser wolle sich hier an das erinnern, was wir über das Wiederholen und das Wiederholbare allerwissenschaftlichen und Schulsprache bereits bemerkt haben. Dann begreift er das Dilemma unserer machtvollen Sprache. Sie muß unwiederholbar und doch uns selber hörbar sein. Die Reden der Staatsmänner, die vorher an die Presse verteilt werden können, brauchen meist garnicht gehalten zu werden. Das Gebet, das vorher aufgeschrieben ist, ist um einen Grad unwirklicher als die schlichte Antwort: „Rede, Herr, Dein

¹ In meiner Biographie von Steffens, Breslau 1932, erzählt.

Knecht hört.“ Unser Herr hat alles zum ersten Mal gesagt. Da ringt sich das Wort schamhaft aus dem Herzen und überrascht seinen Sprecher genau so wie seine Hörer. Wegen der Scham, wegen des Vorher-es-selber-nicht-wissens, wegen der Begeisterung versteht es sich durchaus nicht von selbst, daß wir uns selber vernehmen, sondern gerade hier offenbart sich der unendlich vorsichtige Gang der Sprache. Sie mußte erst die Gewähr dafür schaffen, daß wir uns selber vernähmen und trotzdem nicht schamlos würden wie bei bloßer Wiederholung! Deshalb heißt die Wiederholung ja „bloß“! Weil es sich keineswegs von selbst versteht, daß wir uns selber anhören und gehorchen, wird dem Beter sein eigenes Gebet im Responsorium respondierts. Damit wird sein eigenes Wort ihm einbekannt, und eben damit wird es erst *sein* Wort. Durch die Engel, die „bloßen Boten“ Gottes, gehen seine Botschaften so hindurch, daß sie nicht zu wissen brauchen, was sie gesagt, nachdem sie es gesagt! Wir alle sind oft einander gute Engel, weil wir etwas beisteuern, ohne daß wir ahnen, wie wichtig es ist, daß es gerade in diesem Augenblick gesagt wird. Der Mensch aber darf mehr als ein Engel werden, wenn wir uns als Glieder der Gemeinde im Responsorium die Personwerdung gegenseitig schenken. Dann wandelt sich die tönende Membran, die bloße Memnonssäule des Sprechers in den Hörer seiner Worte. Aber was sage ich? Eben dies ist erst ein Sprecher: *der* Mensch spricht, der, was er sagt, auch hört. Sprache ist erst da, wo Gesagtes den Sagenden bindet. Der Volksmund in Berlin ulkt: „Der sieht nich, was er sagt.“ Er fragt damit: Wann wird Laut zu Sprache? Wenn mein eigenes Wort von mir selber vernommen wird, und wenn ich das selber so will. Wer seine Liebe erklärt, der räumt dem Mädchen seiner Wahl damit das Recht ein, ihn für den Rest seines

Lebens daran zu erinnern. Und sie tut gerade das. Sie verläßt sich darauf. Was heißt denn das? Nun, sie läßt alles stehn und liegen und heiratet ihn, auf sein Wort hin. Das Wort wird zum Eckstein, zur Grundlage, zum Altar, auf dem sich dieses sich selber verlassende Mädchen ergibt. Und Hand aufs Herz: nur deshalb weiß der Mann jeden Tag, was er an jenem Maientag gesagt hat, weil sie ihn auf sein Wort festlegt.

Der Widerhall des Responsoriums ist kein akustischer Behelf. Es kommt da nicht nur eine Schallwelle wieder auf mich zu, die ich „ausgestoßen“ habe. Wenn im Responsorium mein Bruder mit meinem eigenen Wort antwortet, so wird mir eine Scham erspart; denn wir sprechen nun dieselbe Sprache! Die Antwort ist mehr als Echo. Ein Bruder redet mich an. Auch er ist mit dem ganzen Herzen, dem ganzen Vermögen beteiligt. Auch er also braucht Auge, Mund und Herz. Aber er braucht sie anders als ich. Zum Beispiel sieht er mich an, während ich zu ihm spreche. Während meine Augen das sehen, wovon ich ihm erzählen will, sieht er mich an. Und so reden wir von Angesicht zu Angesicht. Mein Auge sieht dir ins Gesicht, während du sprichst, und spricht dir damit die Urheberschaft an dem, was du sagst, zu. Erst die zwischen unseren Augenpaaren eingespannten Organe der Sprache treten aus mir und aus dir heraus und werden in dem durch den gegenseitigen Anblick geschaffenen Rahmen des Gesprächs flügge. Die Worte bei Homer sind nicht geflügelt, weil ich sie hervorbringe, sondern weil da, wo „epameibomenos“, in Wechselrede gesprochen wird, das Wort sich in einen gemeinsamen Raum hineinbegibt. Wo immer von Angesicht zu Angesicht gesprochen wird, da kommt das Wort, das von mir ausging, als sei es mein Geschöpf, von außen auf mich zu und wird mein Schöpfer! Jesus hat sich von jedem

seiner Worte voranschaffen lassen. So weit wir wahrhaftig sind, erlauben wir unserm eigenen Wort, uns umzuschaffen. Wer immer mit Vollmacht spricht, nimmt die Freiheit für sich in Anspruch, diesem Worte nachzuhandeln: Das ist eine ungeheure Freiheit, und gerade sie wird in den Freiheiten der Atlantic Charta selten mitverstanden. Aber weshalb denn sonst freie Rede, freie Religion, freie Wissenschaft? Unser Menschenamt besteht darin, unsere ausgesprochene Wahrheit frei durchzutragen und zu bewähren. Wir ernennen uns, wenn wir sprechen, immer zum Testamentsvollstrecker dessen, was wir sagen. Weil also alles Sprechen Ernennen ist, ragt es über die Laute hinauf.

Namen und Ernennen gehört zusammen. Anfangs wohnte dem Wort „nennen“ der volle Sinn dessen inne, was heute „ernennen“ heißt. Nur wenn wir an ernennen denken, wird klar, daß alle Namen Ämter vergeben. Weil Namen Ämter vergeben, so ist beides nötig: Daß der Sprecher weiß, wen er ernannt hat, und daß der Ernannte dem Ernennen antworte. Was im Gebet das Responsorium, ist die Urkunde im Gebotsbereich, das Gelübde im Ernennungsbereich; auch hier kommt der neue Name mit verpflichtender, wir sagen: mit bindender Kraft auf seinen Sprecher zurück. Er kann es nicht mehr rückgängig machen. Man kann sich darauf berufen und verlassen.

Da Namen Ämter vergeben, beruhen sie auf Gegenseitigkeit. Sie spiegeln die Ordnung der menschlichen Rasse. Der Mensch macht Worte. Aber Namen machen uns Menschen. Sie machen dich zum Weißen, Europäer, Bäcker, Arzt, Verbrecher. Mit anderen Worten, der Gegensatz von Wort und Name wird erst voll verstanden, wenn wir jeden Namen erkennen als das, was er vollmächtig ist: ein Rechtstitel. Alle Namen sind Titula-

turen. Und ich muß darauf bestehen, die menschliche Gesellschaft muß darauf bestehen, jeden richtig zu titulieren. Dazu gehört, daß kein Mensch nur mit seinem Gattungsnamen titulierte werden darf. Deshalb gilt der „chaibe Schwob“ eben nur hinterm Rücken.

Weil mir mein Name gegeben wird, muß ich den, der ihn mir gibt, anerkennen. Kein Kaiserlicher Rat Goethe ohne eine Kaiserliche Majestät, die Räte schafft. Vor lauter Abschaffung der Titel in den Demokratien haben wir übersehen, daß nur ein Bruchteil abgeschafft werden kann. Der Nationalliberalismus hat die Grafen von Erlach um den Grafentitel gebracht, aber der Nationalliberalismus hat dafür jeden mit dem Titel seiner und nur seiner Nation bedeckt. Ist das nun der ganze Mensch? Die menschliche Ordnung ist an den Franzosen, Deutschen, Engländern krank. Wie krank die Deutschen sind, ergibt sich daraus, daß sie sogar lieben, „der“ Russe, „der“ Franzose „der“ Engländer zu sagen. Engstirnig und engherzig. Reden wir von etwas anderm, heißt da das erste Rezept. Europa sieht wie ein Kirchhof aus, weil die Bewohner wirklich glauben, sie *seien* diese Aufschriften auf ihren nationalen Ehrenfriedhöfen. Seid Ihr wirklich nichts anderes? Hört und vernehmt Ihr nichts anderes mehr als Schweizer, du, Amerikaner, du? Dann werden die Sowjets recht behalten. Denn sie haben wenigstens den Namen „Russe“ preisgegeben.

Namen versteinern oder rufen ins Leben. Fehlen Namen, so ist ein Proletariat die Folge. Was das ist, ist denkwürdig ausgesprochen in dem schlechten, sprachlich schlechten Liede: „Die wir von Gottes Zorne sind das Proletariat.“ Dort, wo kein geliebter Titel dich an dein Amt beruft, wo du namenlos für Stundenlohn arbeitest, da bist du nicht von der Menschen Segen, sondern von Gottes Zorn geschaffen. Deshalb hat Marx die Ämter-

ordnung der Gesellschaft als „Arbeitsteilung“ gedeutet. Hinsichtlich der täglich wechselnden Güterproduktion hat er recht; sie ist anonym. Niemandem wird da eine Ernennung zuteil. Aber die Ursprache sprach auf Lebenszeit. Stunden sind untersprachliche Zeitabschnitte, wie in meiner „Multiformity of Man“ ausführlich belegt ist und meine zahlreichen deutschen Schriften zum Schicksal des Industriearbeiters von allen Seiten zu erweisen unternommen haben. Dies ist auch für den Fortgang unseres Gedankengangs hier von Belang. Es gibt für vollmächtige Sprache Kleinigkeiten, die unter der Hand bleiben, ungesagt bleiben müssen. Aus „Es regnet“ läßt sich die Sprache nicht erklären, obwohl das ein großer Philologe tatsächlich versucht hat. Namen gelten auf Leben und Tod. Denn es lohnt sich sonst nicht, uns umzuwenden oder den Laut umzuwenden. Es muß sich lohnen. Das können wir nun begreifen, weil wir nun wissen, daß die Sprache auf einer Umkehr beruht, kraft der mein eigenes Wort mich selber umschaffen darf. Weshalb hat wohl Marx nicht gesehen, daß die Arbeiter nach Ernennung, Anerkennung, nach Liebe dürsten, daß sie streiken, um irgendwo Mann zu sein? Die Schuld fällt nicht auf Marx. Sie fällt auf den Philosophismus, dem er aufgesessen ist. Wenn die Sprache natürlich wäre, hätte Marx recht. Hätte die Bourgeoisie den Amtscharakter alles Sprechens anerkannt, statt das Denken des Buchhalters über Arbeitskräfte zum Herrn zu erheben, dann hätte es aus dem Wald der Arbeiterschaft nicht marxistisch zurückgeschallt. Der rührende Glaube der Marxisten an dieselbe namenzerstörende Wissenschaft der Schule, welche die Masse erzeugt hat, erschüttert mich. Sie nehmen die Aberkennung der Namen durch das Denken hin. Weil der Klassenkampf auf der bloßen Gedachtheit statt Angeredetheit der Arbeitskräfte

beruht, ist er so schrecklich. Auch an der Ehescheidung ist das geistlich Schreckliche die Zerstoßung des Namens, der gegenseitigen Namengebung, die ja die Ursache für den sakramentalen Charakter der Ehe ist. Daß jemand sollte sagen dürfen: „meine verflossene Frau“, ist eben widerlich.

Denn, und damit kommen wir endlich weiter, wer einem anderen vorgestellt worden ist und von Angesicht zu Angesicht standgehalten hat, sodaß beider Wort auf sie zurückkam, der gehört dadurch in die Geschichte. In der gegenseitigen Vorstellung widerfährt uns immer etwas, was nicht käuflich ist und ohn all Verdienst und Würdigkeit uns geschenkt wird: Anerkennung! Das ist die erste und freieste Gabe der Nächstenliebe. Jede Anerkennung ist unerzwingbar und unbegreiflich. Ist sie nur allzu begreiflich, so ist sie schon keine Anerkennung mehr. Ohne Gnade ist es unbegreiflich, daß zwar Liebe uns bezwingt, wir aber Liebe nie erzwingen können. Man beachte, dieselbe Zwangsvorstellung, kraft der mein Freund mich bezwingt, sodaß ich sein Mädchen als seine Frau anerkenne, ist schon unerzwingbar! Weshalb nenne ich sie „Gnädige Frau“? Vielleicht ist sie eine schlechte Weibsperson. Ich tue es meinem Freunde zu Liebe. Das Reich der Gnade ist jedem Zugriff der Gewalt immer wehrlos ausgeliefert. Wir scherzten als Rekruten, jeder könne die Seelenachse des Gewehrs zerbrechen. Die Sünde gegen den Heiligen Geist kann nicht vergeben werden, weil sie die einzige ist, für die es keine Wiedergutmachung gibt. Der Geist ist zu frei und zu wehrlos in einem. Ich habe schreckliche Beispiele solch buchstäblichen Ermordens jenes freien Geistes liebender Anerkennung erlebt. In den Bezirken des Humanismus sind sie besonders zahlreich, denn dort wird geleugnet, daß sie begangen werden können.

Das hängt mit ihrer Art zusammen, die Bibel zu lesen. Und wie könnte es anders sein, da die Bibel den gesunden Menschenverstand für den des benannten, anerkannten, geliebten und liebenden Sprechers erklärt, während der kranke Menschenverstand der Schule den Menschen für ein dem Schulzimmer „entsprechendes“, sogenanntes denkendes Wesen ausgibt. In der Mißdeutung der Schöpfungsgeschichte Adams durch diese Schulmänner gipfelt ihr Mißverständnis des Worts. Bekanntlich haben die überholten Kritiker einen Elohimisten und einen Jahvisten als Schreiber der „zwei“ Versionen der Erschaffung Adams geschieden. Man beachte das infame Wort „Version“. Wir, die wir schon wissen, daß Sprechen sich abwandeln heißt, denken umgekehrt: „Versionen hat die Erschaffung Adams? Da ist sie wohl lebendige Wahrheit?“ Und siehe da: wir finden drei, nicht zwei Atemzüge des Heiligen Geistes, mit denen die Erschaffung Adams uns mitgeteilt wird. Sie reichen bis zum fünften Kapitel der Genesis, nicht nur bis zum zweiten. Dabei sei der Leser daran erinnert, daß die Kapiteleinteilung mit der Bibel nichts zu tun hat; sie ist später zugefügt. Aber die drei Atemzüge des trinitarischen oder liturgischen Stils der Bibel sind authentisch. Schon im ersten Anfang schafft Gott, bespricht sich Gott, und brütet sein Geist. Adam wird zuoberst der Tiere geschaffen. Dann kommt: Männlein und Weiblein schuf er sie. Dann kommt: Gott ruft ihn bei seinem Namen, Adam. Wie kann man diesen Schöpfungsakt weglassen? Er konnte nicht gut vorher erzählt werden. Erzählen braucht nun mal Zeit. Aber ist deine Seele erschaffen, bevor Gott dich bei deinem Namen gerufen hat? Ein noch nicht angesprochener Mensch ist noch garnicht der Mensch, den Gott geschaffen hat, und dem er sich offenbart, und dem er sein Erlösungswerk anvertraut. Aus der Gemäch-

lichkeit derer, die einen Paragraphen nach dem andern kommentieren, ist jener Adam der Bibelkritik und des Darwinismus erwachsen, als namenloses Ungeheuer, als sprachloses Ich.

Wenn das fünfte Kapitel der Bibel ein Teil des ersten und zweiten ist und so wenig wie das trinitarische Glaubensbekenntnis abgeschnitten werden darf, dann ist nur der angesprochene Mensch Mensch. Und dann gehört zum Menschen ein Auge, das seinem liebenden Heiligen Reciprocus ins Gesicht sieht, ein Herz, das sich im Vokativ des Anrufs umwendet, ein Mund, der dadurch die Liebe erwidert, daß er den Namen dessen, der ihn gerufen, dankbar preist. Das „Sursum Corda“ der Liturgie ist die sechsgliedrige Ausführung der Schöpfungsgeschichte, und der Leser analysiere es selber genau¹.

Priester: Lift up your hearts!

Gemeinde: We lift them up to the Lord.

Priester: O Lord, open thou our eyes!

Gemeinde: That we may behold wondrous things out of thy Law.

Priester: O Lord, open thou our lips!

Gemeinde: And our mouth shall show forth thy praise.

Die Sprache ist das Gegenteil aller Wissenschaft. Denn jeder darf in ihr etwas anderes sagen, während in der Wissenschaft das Ziel ist, daß alle dasselbe sagen sollen. Die Sprache beruht eben auf Gegenseitigkeit. Die Entscheidung über Genesis 1—5 ist die nicäanische Entscheidung für unser Zeitalter. Arius herrscht, auch bei den meisten die „Herr, Herr“ sagen. Sie versündigen sich nicht am zweiten Adam, aber am ersten. Wer ist der Mensch? Wenn Gottes Ebenbild, dann nicht namenlos. Wenn namentlich, dann geschichtlich, wenn geschichtlich,

¹ Der folgende Text wird in Amerika als „Sursum Corda“ gebetet, und ich lasse ihm die englische Sprache absichtlich. Das Latein ist zu bekannt.

dann formenstreng. Wenn formenstreng, dann aus Herz und Mund und Gliedern und nicht aus Körper und Geist. Wenn aus Herz und Mund und Gliedern, dann als geliebte Seele und nicht als verständiges Ich. Wenn als geliebte Seele, dann als eine Mitteilung des ewigen Gottes an alle Geschlechter. Wenn eines Ewigen Mitteilung, dann eingesenkt in das Carmen Humanum aller Zeiten und Völker, die im Angesicht Gottes einander nennen und gegenseitig anerkennen.

Was kann man nun mit dem allem anfangen? „Man“ kann naturgemäß nichts damit anfangen, weil „man“ ja der Mensch ohne Namen ist. Du kannst sofort damit anfangen, zu begreifen, weshalb Kinder nur von ihren Eltern sprechen lernen können, weshalb staatliche oder schulische Erziehung „versagen“, denn sie haben das Kind nicht bei seinem Namen gerufen.

Wir wollen die großartigste bisher gegebene Definition des Weltwissens vom Wort unserer bescheidenen versuchsweisen Definition vom Sprachwissen direkt gegenüberstellen. Dann wird unser neuer Anfang sich von den Prinzipien der Sprachgeschichte, der Phonetik, der Grammatik, der Philologie klar abheben lassen. Eine Scheidung der Geister ist geboten, nicht ein Ineinsreden, als ob wir „im Grunde“ alle dasselbe erstrebten, wenn wir von der Sprache handeln. Das ist nicht wahr. Der eine will die Sprachen meistern, der andere aber sich von der Sprache bemeistern lassen. Zum Beispiel steht unserer Lehre vom Du als der ersten Form, in der sich Adam erfährt, bereits eine gnostische Lehre vom „Ich und Du“ gegenüber, die dies Verhältnis umdreht, und indem sie das Du als eine zweite Figur hinter dem Ich folgen läßt, jede Genesung unserer Seele verhindert. Nun aber zu der Gegensatzung. August Böckh, der größte Philologe des 19. Jahrhunderts, hat seine Wissenschaft in seinen be-

rühmten Vorlesungen definiert: Philologie sei „Erkenntnis des Erkannten“. An diesem großen Wort erkennen sich alle Philologen. Denn in ihm gehören die geschichtlichen Vorgänge noch immer in die Natur der Welt. Was ist denn „Welt“? Die Welt erkennen wir, ohne sie anreden zu müssen. *Das eben wird Welt genannt*, was wir bearbeiten dürfen, ohne es ansprechen zu müssen. Der harten Welt der Tatsachen kommt man nur mit Zahl und Maß, Hebewerk und Schrauben bei.

Die gesamten Wissenschaften des zweiten Jahrtausends waren Weltgeschichte, Weltweisheit, Weltanschauung, Naturforschung. Wir Heilsgeschichtler, Volkslehrer, Gemeinschaftsbildner bearbeiten keine „Welt“. Dem Sprachdenken ist das souveräne Interesse an einer nicht zuhörenden Welt verboten. Wir haben unser weltbeherrschendes Nachdenken als hinter dem Sprechen Herdenken und vor dem Sprechen Vordenken durchschaut. Denken heißt, nach dem Sprechen sich von ihm befreien, oder es bedeutet, daß sich neue Sprache vorbereitet. Denken kann sich also nicht souverän allem anderen als der bloßen Welt gegenüberstellen und die Sprache als seinen Gegenstand betrachten. Denken ist ein Teil der Sprache. Bevor das Denken sich selber versteht, muß es von seinem Oberkommandierenden, dem Sprechen, als heilsam anerkannt werden.

Wir müssen also erst wissen, was die Sprache tut, bevor wir wissen können, was Denken soll oder kann.

Nun, wir wissen das jetzt: Die Sprache ernennt, sie erkennt an. Sie gesteht und bekennt und heißt. Sie bindet und löst. Sie ist die Lebenskraft der menschlichen Verbände.

Das Denken, auf Befehl der Sprache, bereitet diese Akte vor, begleitet sie und folgt ihnen. Das Denken ist noch uneingestanden, noch nicht bekannt oder anerkannt,

noch unbewährt. Das Unbewährte muß sich aber verantworten! Zum Glück gibt es in der sprachlos gewordenen Welt des letzten Jahrhunderts eine Insel, die uns die rechte Verantwortung des Denkens vor der Sprache gerettet hat. Als Eugen Huber den Juristen ihren Beitrag am Rechtsleben der Schweiz sichern wollte, da erlaubte er nicht ihren Gedanken den Zutritt zu den Beratungszimmern der Gerichte. Er sagte nicht, daß ihre Gedanken, ihre Theorien, ihre Wissenschaft Rechtsquellen seien. Das Schweizerische Zivilgesetzbuch weist den Richter an, im Notfall „bewährte Lehre“ heranzuziehen. Eugen Huber hat das gesunde Element des Pragmatismus, das Sich-bewähren, und das Liebeselement der Wissenschaft, das Lehren, verschmolzen. In der Bewährung lieben, hoffen, glauben wir an Gottes Schöpfung; in der Lehre glauben, hoffen, lieben wir den Mitmenschen. Deshalb darf auf das, was auch noch nicht Gesetz ist, der Richter hören, denn es ist schon in den echten Blutkreislauf „bewährter Lehre“ einbezogen worden. Es ist schon von Angesicht zu Angesicht bezeugt worden. So sind diese zwei Worte im Schweizer Zivilgesetzbuch für mich die religiösesten Worte im ganzen Schweizer politischen Sprachbereich. Sie heben die Schweiz gegen die deutsche und die französische Ketzerei ab, weil sie den gesunden Menschenverstand als den eines belehrten und benannten, anerkannten und geliebten Menschen ansetzen. Das Palladium, das Eugen Huber gerettet hat, darf nicht auf die Schweizer Ziviljustiz beschränkt bleiben. Es ist das Palladium einer neuen Ära des menschlichen Geschlechts. Gegen Böckhs Philologie als Erkenntnis des Erkannten setzen wir das neue Verfahren der Wiederanerkennung des Anerkannten und der Wiederernennung des Ernannten. Die Masse bedarf der Ernennung. Die Schulkinder be-

dürfen der Namensweihe. Die Geschlechtsbesessenen bedürfen der Erfahrung, daß die Liebe sich erst in der Liebeserklärung vollendet. Die Sprache muß zum wesentlichen Bestandteil der Ereignisse werden, von denen sie anscheinend nur spricht. Der Geschichtsschreiber ist selber der letzte Akt im Drama eines Geschehens. Weil dem Sprechen ein Aktcharakter innewohnt, deshalb ist die Frigidität der Frauen ein Beleg für die Stummheit der Männer. Die Frau will in Gottes Namen geliebt werden und einen neuen Namen vernehmen, bevor sie selber liebesfähig wird. Die Geschichte der Bibel ist die Liebesgeschichte Gottes mit dem Menschen, der ihm die rechten Namen zu verleihen lernte.

Unsere neue Wissenschaft ist hier nur gerade skizziert worden. Innerhalb ihrer ist mein eigenstes Anliegen die Umschrift der Schulgrammatiken und der Schulgeschichten. Sie richten zu große Verwüstungen tagtäglich an; wenn wir den Kindern vorschreiben, amo, amas, amat, amamus, amatis, amant auswendig zu lernen, so verbreiten wir Heidentum.

Nun noch von dem Namen der neuen Wissenschaft. Ich habe viel darüber nachgedacht, ob sie Grammatik heißen könne. Das geht nicht. Jede Wissenschaft muß a priori benannt werden, das heißt nach dem Höchsten, das sie zugrundelegt oder voraussetzt. Da ich die „heidnische“ Grammatik angreife, so lege ich eben ein nicht-heidnisches Element zugrunde. Dies Element ist die Liturgie. Deshalb kann der neue Name nur so gewählt werden, daß er die Liturgie als eine seiner Tatsachen klar einschließt.

Die Liturgiewissenschaftler sollen uns nicht schmälen. Wir tun ihnen keinen Abbruch. Wir betrachten freilich die Liturgie nicht an und für sich oder für die Kirche. In der Liturgie ist der Glaubensanteil von all uns Ungläu-

bigen verkörpert; in der Wissenschaft ist der Unglaubensanteil von all uns Gläubigen verkörpert. Die Kirche ist mit der Welt solidarisch. Gott hat sie nämlich gestiftet, um die Welt zu erlösen. Die Kirche ist nicht Selbstzweck. Dann wäre sie ja Welt. Also ist der Glaube und der Unglaube nicht auf zwei Menschengruppen verteilt, sondern jeder von uns ist gläubig und ungläubig. Wir alle reden bald aus dem Kopfe und bald aus dem Herzen. Liturgik verfährt wie Mathematik. Die Mathematik enthält das Einmaleins und spottet doch seiner, in der sphärischen Trigonometrie, in der Infinitesimalrechnung, in den Minuswerten, in den irrationalen Zahlen. Die Liturgik der Sprache enthält das Reden und Schwatzen und Klatuschen des bloßen, das heißt: des entblößten Verstandes. Und es spottet doch seiner, in ihrer höheren Lehre von den Personen, den Pronomina, den Wandlungsformen des Durchkonjugierens und Umdeklinierens, in denen uns die Sprache zum Leben erwacht und mit ihren Stimmen uns unserer Bestimmung zuführt.

Die Liturgik muß die Lehre von der Wiederanerkennung der anerkannten Mitglieder des Menschengeschlechts werden. Ich habe auf das Sursum Corda hingewiesen. Ich wiederhole diesen Hinweis hier. Auch die neue Wissenschaft muß wiederholen, wiederaufholen, denn alle Wissenschaft muß eben das. Die neue Wissenschaft will die wahre Grammatik des Sursum Corda außerhalb des Allerheiligsten so nachdrücklich wiederholen, daß sie statt bloßer Nachdenklichkeit Nachdrücklichkeit herbeiführt. Wir haben die Wahrheit längst bewährt, bevor wir über sie nachdenken. Unser Wissen ist nicht voraussetzungslos. Aber die Massen werden sprachlos. Und daran werde unser Denken zum eingesetzten Denken, zur lebendigen Urkunde einer Wendung in der Wissenschaft selber.